

Fortsetzung von S. 29

## Wo ist das Abenteuerland?

finden, wenn jede Gefahr von ihm ferngehalten wird? Wer heute zwischen fünf und fünfzehn Jahren alt ist, wird einen Beruf ergreifen, wenn Deutschlands Bevölkerung schrumpft. Die Kinder von heute werden dann die Geschicke dieses Landes leiten: Sie sollen als Ärzte und Pfleger auf Krankenhäusern zusammenarbeiten, sie werden mit Problemen von Flüchtlingen bis Klimawandel konfrontiert sein, sie müssen als Lehrer und Erzieher die übernächste Generation prägen. Da sollten wir uns eine Generation starker Persönlichkeiten wünschen, sozial kompetent und empathisch. Und dafür müssen Kinder ihre eigenen Erfahrungen machen, Risiken eingehen, ihre Grenzen testen dürfen. Und sie müssen lernen, mit anderen Menschen klarzukommen, ohne dass Mama oder Papa danebenstehen.

Eine solche Lektion in Konfliktbewältigung hat gerade Malte aus Berlin hinter sich. Ziemlich behütet wachse er auf, findet sogar seine Mutter. Aber als der Zwölfjährige kürzlich allein ins berühmte Prinzenbad ging, traf er dort auf eine Gang böselnder Jugendlichen. »Abends hat Malte erzählt, dass ihn ein Junge im Becken richtig bedrängt hat«, sagt die Mutter. Aber sie weiß: »Solche Erfahrungen sind wichtig, da muss er allein durch.« Und da kommen Kinder allein durch. Maltes Strategie: cool bleiben und den Pöbler keine Angst spüren lassen. Solche Konfliktkompetenz können Kinder unter Aufsicht kaum erwerben. Nur Gleichaltrigen begegnen sie auf Augenhöhe, lernen sich zu einigen, sich mal zu behaupten. Und wenn sie das nicht nur im eigenen Freundeskreis oder in der Klassengemeinschaft lernen, umso besser. Kontakt zu anderen sozialen Milieus, so wie bei Maltes Begegnung im Prinzenbad, ist der gesellschaftlich vielleicht relevanteste Grund, warum wir Kinder vor die Tür jagen sollten – und zwar in einem möglichst weiten Umkreis.

Für die Gleichaltrigen, für Erfahrungen in der Peergroup aber ist heute kaum noch Raum. Menschen, die in den fünfziger und sechziger Jahren aufgewachsen sind, sprechen von ihren Kindheitserlebnissen stets in der »Wir«-Form, heutige Heranwachsende hingegen sagen stets »ich«. Das hat der Erfurter Kindheitsforscher Burkhard Fuhs festgestellt – für ihn ein deutliches Zeichen für den Mangel an Gruppenerlebnissen. Verstärkt wird das noch, weil ein Viertel aller Jungen und Mädchen aktuell geschwisterlos aufwächst.

Diese Einzelkinder werden von den Eltern behütet wie ein Schatz. So gaben in der ZEIT-Umfrage mehr als acht von zehn Eltern an, sie wollten »jederzeit wissen, wo sich das Kind gerade befindet«. Und fast drei Viertel gaben an, sie wüssten dies auch tatsächlich. Ein knappes Drittel von ihnen nutzt Technik, etwa Smartphones, um jederzeit den Aufenthaltsort des Kindes feststellen zu können. Ebenfalls ein Drittel derer, die bisher keine Technik nutzen, zeigte zumindest Interesse daran, sein Kind technisch »jederzeit orten zu können«.

Was aber sind die Folgen einer solch übermäßigen behüten? »Ich«-Kindheit? Der Bielefelder Pädagoge Holger Ziegler hat gerade erhoben, wie viele Nachmittag Kindern zum freien Spiel bleiben, wie viele Termine damit konkurrieren und wie es Kindern mit einem vollen Kalender geht. Fast die Hälfte der Sechs- bis Elfjährigen hat ein bis zwei feste Verpflichtungen in der Woche, jedes dritte Kind sogar drei oder mehr. Ab drei Terminen pro Woche könne ungesunder Stress entstehen, so ein Ergebnis aus Zieglers Studie. Jedes sechste Kind im Land leide bereits darunter. Sein Kollege Burkhard Fuhs vergleicht diese Kinder mit kleinen Adligen des 19. Jahrhunderts. Auch die hätten tausend Verpflichtungen gehabt und seien von anderen abgescrimt worden. »Die Idee der Gleichheit, die wir im 20. Jahrhundert über die Schule verwirklichen wollten, geben wir aktuell auf, weil wir alle Förderung in die Freizeit verlagern«, sagt Fuhs. »Wir züchten uns einen neuen Bildungsadel heran.«

Ein Rückschritt um gut 200 Jahre – soziale Ungleichheiten inklusive. Kinder aus einfachen Verhältnissen sehen einsam fern, die besser gestellten werden zu gestressten Egomannen. Denn »Straßenkindheit« ist heute ein Mittelschichtphänomen, so ein zentrales Ergebnis der Studie *Raum für Kinder-spiel!*, für die exemplarisch fünf Orte in Baden-Württemberg untersucht wurden (siehe Interview auf dieser Seite). Besser verdienende Eltern können sich einfach eher ein Zuhause in Vierteln leisten, in denen ihre Kinder mehr und bessere Spielmöglichkeiten haben. So ziehen heute keine Straßengänger mehr um die Häuser, wenn überhaupt, sieht man Kinder im Wendehammer der Siedlung und immer in Sichtweite der Eltern spielen.

Darin steckt aber auch eine positive Botschaft, ja eine Handlungsanleitung. Die Umgebung wirkt sich auf die Entwicklungsmöglichkeiten von Kindern aus. Und somit kann das Schaffen von Spielräumen ein Mittel für mehr Chancengleichheit sein. »In eine einzelne Familie kann ich nur mit großem Aufwand eingreifen«, sagt die Soziologin Christine Kimpel, »das Wohnumfeld lässt sich leichter und für viele gleichzeitig verbessern.« Eine spielerische Umgebung ist der beste Sozialarbeiter. Eigentlich müsste also jede Gemeinde, jede Stadt, jedes Bundesland nach umherlappenden Kindern streben.

Natürlich kann nicht jeder aufwachsen wie Sly auf Helgoland. Aber mehr Insel im übertragenen Sinne ist nötig gegen das Phänomen der verinselten Kindheit. Mehr Orte für freies Spiel, zwischen denen keine Autofahrt liegt, sondern nur Streifenzüge auf Kinderfüßen. Wo Kinder Risiken eingehen und daraus lernen können – und die Erwachsenen lehren, sich nicht ständig Sorgen zu machen.



Sly wächst auf Helgoland auf, in den Ferien lebt er aber auf der Düne, die der Insel vorgelagert ist. Die Fähre bringt ihn hin und zurück, dabei trifft er auch Erwachsene an.

# »Spielplätze sind unattraktiv«

Ein Gespräch mit dem Soziologen Peter Höflin über verfehlte Stadtplanung und umsichtige Kinder

» DIE ZEIT: Herr Höflin, Sie sind einer der Autoren der Studie *Raum für Kinder-spiel!* im Auftrag des Deutschen Kinderhilfswerkes. Darin haben Sie und Ihre Kollegen die Spielmöglichkeiten von Kindern in ihren Wohngebieten untersucht. Ein zentrales Ergebnis ist, dass Kinder in kinderfreundlichen Stadtteilen täglich durchschnittlich fast zwei Stunden allein ohne Aufsicht draußen spielen, in kinderunfreundlichen Gebieten nur eine Viertelstunde. Was folgt aus diesem Unterschied?

**Peter Höflin:** Für die Entwicklung ist es sehr wichtig, dass Kinder unbeaufsichtigt draußen spielen. Unter dem ständig wachen Blick der Eltern entfalten sich die Kinder im Spiel nicht frei. Genau dieses freie Spielen mit Gleichaltrigen hat aber einen erheblichen Effekt auf die Erziehung und Entwicklung. Ich würde den Spielraum neben Eltern und Pädagogen sogar als dritten Erzieher bezeichnen.

**ZEIT:** Was können Kinder sich untereinander beibringen, was Erwachsene ihnen nicht zeigen können?

**Höflin:** Spielen Kinder miteinander, handeln sie kreativer, selbstbewusster und schärfen ihr Risikobewusstsein. Bestimmte Konflikte können sie außerdem nur mit Gleichaltrigen austragen.

**ZEIT:** Sie sagen, dass die Orte, an denen Kinder Gleichaltrige treffen und mit ihnen spielen können, immer weniger werden. Woran liegt das?

**Höflin:** Dass Spielräume verloren gehen, ist ein Nebeneffekt der Stadterweiterung. Der städtische Raum ist natürlich wertvoll. Er wird immer dichter bebaut, der Verkehr nimmt zu – zu lasten der Spielflächen. Dahinter stecken Interessenkonflikte zwischen Bauplanern und Pädagogen, aber auch zwischen Erwachsenen und Kindern. Zwar

sollen die Kinder draußen spielen können, aber wenn die Erwachsenen dafür Parkplätze einbauen müssen, passt ihnen das nicht.

**ZEIT:** Werden Spielplätze denn wirklich immer genutzt? In Ihrer Studie haben Ihnen die Kinder ihre Spielorte gezeigt, und obwohl Sie die Begehungen an einem Wochenende und bei schönem Wetter gemacht haben, waren kaum Kinder dort. Wozu sollen Stadtplaner dann Spielräume schaffen?

**Höflin:** Die Frage zielt in die falsche Richtung. Wir müssen uns fragen: Warum nutzen Kinder das Angebot nicht? Ganz offensichtlich sind die Spielplätze unattraktiv. Das kann ganz verschiedene Gründe haben. Auf unseren Begehungen kamen zum Beispiel Spielplätze mit großen Laufflächen besonders gut an. Die Kinder beschwerten sich zugleich, dass Spielplätze vor allem in den Innenstädten zu klein und schlecht ausgestattet seien, deshalb hätten sie keine Lust, die Plätze zu nutzen. Spielflächen müssen außerdem ein gewisses Maß an Risiko bieten. Die Kinder müssen sich ausprobieren und auch kleine Unfälle haben, um sich gesund zu entwickeln.

**ZEIT:** Aber wo ist da die Grenze? Die Kinder sollen sich doch nicht automatisch in Gefahr begeben, wenn sie draußen spielen.

**Höflin:** Sicher muss man darauf achten, dass es nichts gibt, das Kinder ernsthaft gefährdet. Sie können viele Situationen jedoch erstaunlich gut einschätzen.

**ZEIT:** Auch den Verkehr?

**Höflin:** Ja, auch das haben wir festgestellt, als die Kinder uns ihre Spielorte gezeigt haben. Einige Wege dahin führten über stark befahrene Straßen mit wenigen Möglichkeiten zum Überqueren. In diesen gefährlichen Situationen waren

viele Kinder sehr bewusst und umsichtig. Herausforderungen haben sie mehr im Spiel gesucht, beim Balancieren auf einer Mauer oder beim Klettern auf Bäume – statt in den wirklich gefährlichen Situationen.

**ZEIT:** Aber ist es nicht auch verständlich, dass sich Kommunen oder Grundstücksinhaber gegen Haftungsansprüche absichern wollen, falls doch einmal etwas passiert?

**Höflin:** Sicher, die Frage ist schon: Wer haftet, wenn sich das Kind die Hose zerreißt oder das Knie aufschlägt? Diese Verantwortung wollen die Planer nicht tragen. Viel wichtiger ist aber, zu fragen: Wer haftet denn, wenn sich das Kind nicht vernünftig entwickelt? Kann das Kind dann später mal jemanden verklagen, weil es sein Recht auf Spiel nicht bekommen hat?

**ZEIT:** Sollten Pädagogen und Stadtplanner enger zusammenarbeiten, um wirklich gute Spielplätze zu entwickeln?

**Höflin:** Ich plädiere vor allem für eine stärkere Beteiligung der Kinder an der Planung. Bürger werden an öffentlichen Entscheidungen beteiligt. Kinder sind auch Bürger – warum fragen wir sie also nicht, was sie sich wünschen? Die UN-Kinderrechtskonvention sieht genau das vor.

**ZEIT:** Würde man damit auch das Problem lösen, dass viele Spielflächen zu verschwinden drohen?

**Höflin:** Die Raumnutzung für Kinder muss systematisch in die Stadtplanung einbezogen werden. Bevor wir eine Fläche bebauen, fragen wir ja auch, welche Auswirkungen das auf das Biotop hat. Und im Fall der Kinder sollten wir uns fragen: Welche Auswirkungen hat das auf das Soziotop? Wollen wir auf einer Fläche bauen und finden dort eine Tierart, die durch die Bebauung bedroht würde, müssen wir ihr einen alternativen Lebensraum anbieten, ansonsten dürfen wir nicht bauen.

**ZEIT:** Sollte es also eine ähnliche Regelung für Spielräume geben?

**Höflin:** Ja. Wir sollten prüfen, was eine Bebauung für Kinder bedeutet und wo wir Ersatz schaffen können.

**ZEIT:** Was ist mit Sportvereinen oder der Betreuung nach der Schule? Da können sich Kinder auch bewegen und austoben.

**Höflin:** Sportveranstaltungen oder -kurse sollten den Kindern zugutekommen und durch die Bewegung auch einen guten Ersatz für das Spiel im Freien schaffen. Das funktioniert jedoch nur bedingt. Gerade Kinder aus einfachen Verhältnissen sind selten in Vereinen, was primär finanzielle Gründe hat. Stattdessen verbringen sie überdurchschnittlich viel Zeit vor dem Fernseher. Eltern mit höherem Bildungsstatus sind bemüht, den Alltag ihrer Kinder zu organisieren, falls kein Spielraum vorhanden ist. Beides sind aber Szenarien, die nicht unbedingt wünschenswert sind. Wir sprechen in der Kindheitsforschung von »Medienkindheit« und »organisierter Kindheit«.

**ZEIT:** Hat sich die Situation verschärft, weil Eltern ihre Kinder heute überbehüten?

**Höflin:** Sie sprechen die sogenannten Helikopter-Eltern an.

**ZEIT:** Genau.

**Höflin:** Leider lässt sich über einen Trend nicht viel sagen. Wir brauchen dringend mehr Daten, und wir müssen auch die künftige Entwicklung von Kindern beobachten, um ihr Recht auf Spiel verteidigen zu können. Es ist ärgerlich, dass die Datenlage so dünn ist, schließlich erheben und untersuchen wir sonst alles. Wir kennen genau die Fledermauspopulationen in der Umgebung, aber über die Lebenswelt der Kinder wissen wir sehr wenig.

Das Gespräch führte SASKIA GERHARD

Peter Höflin ist Professor für Soziologie an der EFH Ludwigsburg. Zusammen mit Soziologen vom Freiburger Institut für angewandte Sozialwissenschaft untersuchte er die Spielräume von Kindern in Baden-Württemberg.